

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Karlsruher Stadt- und Landbote. 1842-1847 1843**

41 (20.5.1843)

Nr. 41.

20. Mai.

1843.

Karlsruhe. (Gasthaus-Versteigerung.)

Auf den Antrag der Wittve und der Vormünder der Kinder des verstorbenen Ludwig Waibel zu Eggenstein, wird das demselben zugehörige Gasthaus zur Krone, mit Realgerechtigkeit, der Erbtheilung wegen

**Samstag d. 27. d. M. Nachm. 3 Uhr** in diesem Hause, öffentlicher Versteigerung ausgesetzt.

Es enthält:

- 1) Im untern Stock drei Zimmer und eine Küche,
- 2) im obern Stock sechs Zimmer,
- 3) einen doppelten Speicher,
- 4) zwei gewölbte Keller,
- 5) Stallungen zu 22 Pferden und zu 6 Stück Rindvieh,
- 6) fünf Schweinställe,
- 7) eine Scheuer und
- 8) ohngefähr 20 Ruthen Garten nebst geräumigem Hofe.

Es liegt mitten im Dorfe Eggenstein an der Landstraße neben Dammmeister Neck und Bäckermeister Will.

Die Bedingungen, unter denen es versteigert wird, können indessen bei dem Bürgermeister in Eggenstein eingesehen werden.

Karlsruhe, den 12. Mai 1843.

Großherzogl. Landamtsrevisorat.  
Rheinländer.

Karlsruhe. (Gasthaus-Versteigerung.)

Das der Wittve Georg Adam Backenstos in Eggenstein und den Kindern des verstorbenen Kronenwirth Waibel daselbst gehörige Gasthaus zum Anker mit der Realgerechtigkeit, wird der Erbtheilung halber und auf deren Antrag

**Samstag d. 27. d. M. Vorm. 9 Uhr** in dem Hause selbst, der Versteigerung ausgesetzt.

Dasselbe liegt oben im Ort Eggenstein an der Landstraße neben Jakob Schnürer und dem Ehrlichgäßchen und enthält:

- 1) Im ersten Stock vier Zimmer, zwei Küchen und eine Metzge,
- 2) im zweiten Stock drei große und zwei kleinere Zimmer,

- 3) drei Dachkammern,
- 4) einen gewölbten und einen Balkenkeller,
- 5) geräumige Stallungen zu 20 Stück Vieh,
- 6) zwei Scheuern nebst Schweinställen,
- 7) ein Waschhaus.

Die Versteigerungsbedingungen können indessen bei dem Bürgermeister zu Eggenstein eingesehen werden.

Karlsruhe, den 12. Mai 1843.

Großherzogl. Landamtsrevisorat.  
Rheinländer.

Privat-Anzeigen.

Karlsruhe. (Verkaufsanzeige.)

In No. 25 im innern Zirkel, im dritten Stock, ist ein ganz guter, eiserner Kochherd mit vier gut ausgefochten, eisernen Einhängelassen nebst Bratofen billig zu verkaufen.

Vorzügliches Alpen-Maien-Schmalz, Emmenthaler- und Schweizer-Käse empfiehlt

Karl Krub,  
am Rüppurrer Thor.

(Karlsruhe. Kapitalien auszuleihen.)

Es werden einige Kapitalien von 150 bis zu 600 fl. zu 4 1/2 Proct. verzinslich, gegen doppeltes Unterpfand auszuleihen gesucht. Von wem? sagt das Comptoir dieses Blattes.

Sammlung

der

Vorschriften für Feld- und Waldschützen der Gemeinden im Großherzogthum Baden.

Einleitung.

Die Gut der Felder ist eigenen Feldschützen, Bannwarten, auch Kürschützen genannt, übertragen; für die Gemeinde-Waldungen sind in der Regel besondere Waldschützen angestellt, jedoch können auch beide Gemeinstdienste vereinigt seyn.

Aus dem Begriff der Feld- und Waldpolizei leiten sich die Funktionen der Feld- und Waldhüter von selbst ab. Von der ungestörten Benutzung des Eigenthums hängt der Wohlstand des Landmanns ab, diesen zu sichern ist

Pflicht der Behörden. Da es sowohl für die Ortsbehörden als für die Schützen selbst von Wichtigkeit ist, dasjenige zu kennen, was über die Aufsicht und zum Schutze des Feldeigentums festgestellt ist, so hat man hier zusammengetragen, was Gesetze und Verordnungen sagen.

## §. 1.

**Allgemeine Bestimmungen.**

Jede Gemeinde muß wenigstens einen Feldschützen haben; demohngeachtet ist es jedem Gutbesitzer erlaubt, mit Zustimmung des Gemeinderaths und Genehmigung des Bezirksamtes, zur Beschützung seiner Besizungen einen eigenen Feldschützen zu halten, ohne daß er jedoch von dem Beitrag zum Gehalt eines vom Gemeinderath aufgestellten Schützen befreit ist, so weit der Gehalt durch Umlagen auf die Güterbesitzer bestritten wird.

Diejenigen Gemeinden, welche Wald besitzen, haben, je nach der Größe derselben, einen oder mehrere Waldschützen anzustellen. (Verordnung v. 11. April 1834, Regierungs-Blatt Nro. 16.)

## §. 2.

**Eigenschaften derselben.**

Die Feld- und Waldschützen müssen rüstige Männer von unbescholtenem Rufe und volljährig seyn; die Waldschützen insbesondere müssen lesen und schreiben können. (Minist. des Innern v. 17. März 1835, Nr. 2550.) Das Lesen und Schreibenkönnen ist zwar eine ebenfalls für den Feldschützen empfehlende Eigenschaft, um sein Anzeigebuch selbst führen zu können.

## §. 3.

**Ernennung der Schützen.**

Der Gemeinderath ernannt unter Zustimmung des Bürgerausschusses den Feldschütz, nach §. 42 Ziffer 5, und §. 135 Ziffer 4 der Gemeinde-Ordnung; der Ernannte gehört in die Klasse der Gemeindediener, selbst auch dann, wenn er nur zur Hut eines Theils der Gemartung ernannt wurde. Sein Gehalt und allenfallsiger Antheil an den Strafgebern wird zugleich bei seiner Ernennung mit Vorbehalt bezirksamtlicher Genehmigung festgesetzt.

Hat eine Gemeinde Waldungen, dann beschließt ebenfalls der Gemeinderath und Bürgerausschuß über die Anstellung und den Gehalt des Waldschützen, jedoch ist bei diesem jederzeit die Zustimmung der Forstbehörde erforderlich, nämlich: das Bezirksamt kann den vorgeschlagenen Waldschützen nur nach Vernehmung und Zustimmung der Forstbehörde, welche Erstere ihm seine Instruktion erteilt, bestätigen. (Verordn. v. 11. Mai 1832, Anzeige-Blatt Nr. 46.)

Die Feld- so wie die Waldschützen werden vom Bezirksamt verpflichtet. (Verordn. vom 11. April 1834, Reg.-Blatt Nr. 16 §. 11.) Vor geschriebener Verpflichtung kann der Schütze keine Funktion als solcher verrichten, weil er erst durch die Verpflichtung öffentlichen Glauben erhält, das heißt, seine Angabe gilt als voller Beweis, wenn sie sich auf eigene Wahrnehmung gründet, und sich über die einzelnen Umstände erstreckt.

Die Anstellung der Feld- und Waldschützen ist widerruflich. (Reg.-Blatt 1809, Nro. 51, Seite 422, §. 15.) Die in einigen Gegenden übliche, alljährliche Erneuerung der Gemeindeväster, (Feld- und Waldschützenämter), ist nicht mehr gestattet. (Ministerium des Innern v. 5. November 1836. Hoffmann's Normaliensammlung.)

(Fortsetzung folgt.)

**Zur Unterhaltung und Belehrung.****Jung und Alt.**

Novelle

von

August Kahlert.

(Fortsetzung von Seite 152.)

Mit der ersten Schlüssel brachte Elias zugleich einen Brief an den General, der sogleich als von dessen Neffen, dem Hufarenlieutenant Fritz von Wolbrecht herrührend, erkannt wurde. Daß er seinem zweiten Vater und treuen Wohlthäter zu dem heutigen Festtage seinen Glückwunsch darbringen werde, ließ sich erwarten. Der Anfang des Briefes enthielt auch wirklich denselben in frischem, ungekünsteltem Ausdrucke, nebst der Versicherung, daß er gar so gern fünfzehn Meilen durchslogen wäre, mündlich seine Freude zu bezeigen, wenn sich nur von fern die Möglichkeit, jetzt Urlaub auszuwirken, gezeigt hätte. Er hoffe jedoch binnen acht Tagen diesen Plan ausführen zu können, und warte um so sehnsuchtsvoller darauf, als er seinem lieben Onkel etwas Wichtiges mitzutheilen habe. So räthselhaft schloß der Brief.

„Was wird es wieder seyn,“ sagte der General lachend, „als daß mein unbesonnener Fritz Schulden gemacht hat; er ist wie sein verstorbener Vater, mein ehrenwerther Schwager, der vor lauter Gutmüthigkeit jeden Augenblick sich selbst in Gefahr brachte, und nach seinem Tode meine Schwester mit dem unerzogenen Knaben hilflos hinterließ. Von ihrem ansehnlichen Vermögen war nichts mehr übrig.“

„Ich weiß, wie vieles Verdienst um die Deinen Du Dir erworben hast, und daß Du den Spruch des Jakobus: „Sei Thäter des Wortes und nicht Hörer allein,“ zu allen Zeiten befolgt hast. Fritz übrigens ist noch jung und wird schnell austoben. Als Du ihn damals mir zur Pflege und Unterricht überließest, sah ich es gleich seinem offenen Auge an, daß ein ganzer Mensch in ihm stecke. Und als er aus meiner Zucht entlassen wurde, und mit den andern Kadetten den Postwagen besteigen sollte, warf er sich nochmals an meinen Hals und sagte: ich will brav werden, und Ihre Lehren befolgen.“

„Der wird Dir auch keine Schande machen. Dein gutes Wort ist auf guten Boden gefallen. Nur das rasche Blut seines Vaters, das in ihm rinnt, muß die Schule des Lebens nach zügeln; eigentlich hätte ich ihn gern zu etwas Anderm als einem Soldaten gemacht; was hat er im Frieden als solcher für Aussichten?“

„Nein, nein, es war schon dieß das Zweckmäßigste. Zu den Wissenschaften fehlte ihm einmal die Geduld, aber in Leibesübungen war er unermüdet, und Muth hat er mehr als zuviel.“

Elias unterbrach hier das Gespräch, indem er einen sehr einladend aussehenden Braten auftrug; man konnte nicht umbin, denselben zu rühmen, und daran das Lob der Frau Selbig, der erfahrenen Haushälterin zu knüpfen. „Aber wo bleibt sie denn heute,“ sagte der Gebieter, „sag' ihr, sie möge doch zu uns kommen, und ein Glas auf meine Gesundheit trinken.“

„Der Herr General wollen gnädigst entschuldigen,“ sagte Elias, „die Magd aus dem Posthause hat sie plötzlich herübergeholt; es ist dort in Unglück geschehen. Der Postwagen hat umgeworfen, und ist ein junges Frauenzimmer dabei sehr beschädigt worden. Nun wissen sich die Leute drüben keinen Rath, und haben die Frau Selbig holen lassen, sie auch gleich gebeten, ihre Hausapotheke mitzubringen.“

Diese Mittheilung leitete das Gespräch natürlich auf Beschwerden über die schlechten Landstraßen, für welche die Regierung zu wenig thue, auf die mangelhafte Beaufsichtigung der niederen Postbeamten, und endlich des Pastors Betrachtungen auf die Nothwendigkeit aufzubrechen, weil ungeachtet der Zuverlässigkeit seines einspännigen Wägeleins doch bei der Dunkelheit die Weite Weges bis nach Hamie unter anderthalb Stunden nicht zurückzulegen sei. Das letzte Glas des edlen Hochheimers wurde dem Wohle des altbewährten Freundes gewidmet, und gegenseitig auf's Wiedersehen am nächsten Sonntage vertröstet. Denn so hatte man es nun schon seit geraumer Zeit gehalten, daß der Mittwoch zum Besuche in Wildungen, der Sonntag Nachmittag dem in der Pfarrwohnung bestimmt blieb. Diese Regelmäßigkeit, nur in außerordentlichen Fällen unterbrochen, hatte die Macht der Gewohnheit zu der Macht alter Freundschaft gesügt, und bestätigte, daß das reifere Alter auch in den edelsten Genüssen gern einer gewissen Gesetzmäßigkeit huldigt.

Das Fuhrwerk des Geistlichen war aus dem Gesichtskreise des Schloßchens noch nicht entrollt, das letzte ihm nachgerufene Lebewohl kaum verhallt, als Frau Selbig von einem vorleuchtenden Knechte begleitet, die Rampe hinaufsteuete, und ihrem Herrn mit einem wortreichen Berichte von dem Gange ihres Erlebnisses genaue Kenntniß verschaffte. Das Ergebnis war Folgendes:

Die Pferde einer leichten Chaise, welche man der Schnellpost, die täglich des Weges nach der Hauptstadt vorüber kam, zugegeben hatte, um dem Drange einer Ueberzahl von Passagieren zur Beförderung zu genügen, waren kurz vor dem Posthause schon geworden, und die Zügel des Postillons verspottend, durchgegangen. Ein darin sitzendes junges Mädchen von dem Schreck bemeistert, war, um drohendem Untergange zu entgehen, herausgesprungen, und hatte bei dieser Gelegenheit sich den Fuß heftig verletzt; jedenfalls erschien die Weiterreise unmöglich. Die Beschä-

digte hatte daher zunächst im Posthause bleiben und den Eilwagen abgehen lassen müssen. Dort aber war von zweckmäßigen Maßregeln zur Heilung und Pflege keine Rede, wie denn des rohen Postmeisters Familie nicht eben des Rufes der Menschenfreundlichkeit genoss. Der Chirurg des Dorfes, sonst kein ungeschickter Mann, war nicht einmal sogleich zu erreichen, da er über Land geholt worden. Das arme Mädchen, deren Aeußeres und Betragen den vollkommensten Beifall der Frau Selbig erhalten, lag daher jammernd drüben auf einer schlecht gepolsterten Bank, welche mit dem Namen eines Sopha's beehrt wurde. Sie hatte bitterlich geweint über die hilflose Lage, worin sie sich befand, und erzählt, daß sie ohne alle Verwandte sei und im Besitze stehe, das Amt einer Erzieherin in einem gräflichen Hause anzutreten. Auf der Reise nach ihrem neuen Bestimmungsorte nun treffe sie der Unfall um so härter, als sie Gefahr laufe, jene Stelle, wenn sie zu bestimmter Zeit nicht eintröffe, gar nicht zu erhalten. Alles dieses hatte Frau Selbig's Herz tief gerührt, so daß ihr endlich der Entschluß gekommen, den Herrn General um Erlaubniß zur Aufnahme und Pflege der Verunglückten bis zu deren Besserung zu bitten. Natürlich hatte sie derselben noch keine sichere Aussicht auf diese Gunst gemacht, aber man sah es der alten Frau an, daß sie von dem guten Herzen ihres Herrn die Gewährung ihres Wunsches mit einiger Zuversicht erwartete. Hierin hatte sie sich auch so wenig getäuscht, daß sie vielmehr die gemessensten Befehle zu möglichster Sorgfalt gegen die Fremde erhielt, und mit günstiger Botschaft wieder nach dem Posthause eilen konnte.

Nach einer Viertelstunde erschien ein kleiner Wagen im Schritt anfahrend, und emsig waren mehrere Personen um die Kranke bemüht, die aus dem Wagen in ein schon zur Aufnahme bereitetes Zimmer getragen wurde. Dem General, der sich in das seinige zurückgezogen hatte, meldete Elias bald nachher, daß es ein gar schmuckes, freundliches Mädchen sei, das man aufgenommen, ferner, daß der Wundarzt bereits den verletzten Fuß untersucht und ihn nur verrenkt gefunden, auch zur Herstellung binnen nicht gar langer Zeit Hoffnung gegeben, und alles Nöthige verordnet habe. Die Kranke danke so innig für die ihr wiederfahrene gastliche Aufnahme, daß es recht rührend anzuhören sei; und dem Postmeister vergesse es in seinem Leben nicht, daß er, als man das Mädchen abgeholt, ein Wort von „Ländläuferinnen“ gemurmelt.

Am folgenden Morgen geschah, was zu erwarten stand, daß nämlich der General seine, ihm als anmuthig und liebenswürdig geschilderte Gästin bitten ließ, seinen Besuch anzunehmen.

Er fand sie der begeisterten Beschreibung, welche ihm gemacht worden war, durchaus würdig, ja, sie schien ihm dieselbe noch zu übertreffen. Das liebevolle Köpfschen schaute aus dem Morgenhäubchen so schüchtern zu ihm auf, in dem dunkelblauen Auge lag der Ausdruck des wahrsten Dankgefühls, das die zarten Lippen in ungesüßtesten Worten aussprachen. Dabei konnte man aus der etwas bleichen Gesichtsfarbe, aus einem eigenthümlichen Zuge der Stirn auf erlebten Kummer schließen, ein Ausdruck, der den Muth, den das ganze holde Wesen erweckte, zu erhöhen nur geeignet war. In väterlichem Tone wurde sie über jede Besorgniß, als könne sie in einem ihr ganz fremden Hause irgend lästig werden, beruhigt, und die Aufforderung dabei ohne Zudringlichkeit angedeutet, ihre Lebensschicksale, als ob sie einen alten Freund vor sich habe, zu eröffnen. Bei manchen Begegnungen ist es, als ob ein unsichtbarer guter Geist die Gemüther einander näher brächte, als es in andern Verhältnissen jahrelanger Umgang vermöchte. Die Erzählerin begann also:

„Meine Kindheit war glücklich. Als einziges Kind meiner Eltern wurde ich mit Liebe und Sorgfalt überschüttet. Mein Vater, der Oberförster Weller, lebte in einer malerischen Gegend des Harzes unter den Vortheilen des Wohlstandes; ein heftiger, leidenschaftlicher Mann, dessen aufbrausender Zorn jedoch durch die Sanftmuth meiner Mutter schnell gezügelt wurde. Diese, in zweiter Ehe, lebend, hatte in erster sehr vieles Ungemach erfahren, und war durch die Schule der Leiden zu einer wohlthätigen Fassung des Gemüthes gelangt, die ihr jetzt sehr zu Statten kam. Im Besitze ausgezeichneter Kenntnisse, wandte sie den größten Fleiß auf meinen Unterricht, und entwickelte die kleinen Fähigkeiten, die sie etwa an mir wahrnahm, mit Geduld und Einsicht. Ach, wie sehr danke ich der Dahingeschiedenen jetzt für das, was sie mir Bleibendes für's Leben mitgegeben! Ohne das, was sie mich gelehrt hat, stünde ich jetzt gänzlich hilflos und verlassen in der Welt. — Mein Vater starb, als ich fünfzehn Jahre alt war, eines unglücklichen Todes auf der Jagd. Man brachte ihn blutend, leblos nach Hause, und von diesem Augenblicke an brach Noth und Sorge über uns herein. Seine Verhältnisse, die glücklich geschehen hatten, erwiesen sich, als der Richter und der Gerichtsdienner unser Haus besuchten, zerrütet. Unser hübsches Haus nebst Gärten und Feldern wurden verkauft; es reichte nicht hin, um die Forderungen der Gläubiger zu befriedigen. Meine Mutter gab Alles her, was sie an Erspartem besaß, kaum dieß sicherte den Namen meines Vaters vor Beleidigungen. Arm, ganz arm verließen wir meinen Geburtsort, und zo-

gen nach einer benachbarten Stadt, nach E., wo nun meine Mutter und ich durch Nähen und Stricken uns einen spärlichen Unterhalt verschafften. Wohl war er spärlich, aber ich blieb doch dabei vergnügten Sinnes. Wenn meine Augen von der ungewohnten langen Anstrengung ermatteten, ermunterte mich ein freundliches Wort meiner guten Mutter, oder erheiterte mich ein Blick aus dem Fenster auf die volkreiche Straße, deren Treiben mir, dem im stillen Walde aufgewachsenen Kinde etwas Neues und sehr Anziehendes schien. So ungetrührt aber blieb mein Geschick nicht. Nach einem Jahre erkrankte meine Mutter bedenklich; der Arzt erklärte den Fall für den Anfang langwieriger Leiden, ach, und er hatte recht. Drei Jahre lang dauerte ein mehr oder minder heftiger Kampf der Natur mit der Krankheit. Meine Kräfte, zwischen Arbeit und Pflege der endlich ganz an das Bett Gesesselten getheilt, drohten zu erliegen. Endlich brachte ich es über mich, die Vorsteherin einer Krankenkasse, eine Dame von hohem Range um Hülfe anzugehen; ohne alle Empfehlung, auf mein leidendes Aussehen und meinen von dem Gefühle der Wahrheit eingegebenen Bericht hin, erreichte ich Glauben; die edle Frau erschien bei uns, schaffte Rath und Hülfe, die aber zu spät kam; meine Mutter starb unter heftigen Leiden. Als ich nun ganz allein an ihrem Sarge weinte, trat jene zu mir mit mildem, verständigem Troste, verschaffte mir Gelegenheit Unterricht in Sprachen und Musik zu ertheilen, und endlich auch, da sie, — Die Erzählerin stockte etwas bei diesen Worten), — es für zweckmäßig hielt, daß ich an einem andern Orte, als dem, der mir so traurige Erinnerungen bot, eine Zeitlang lebe, eine Stelle als Erzieherin in der Residenz.“

(Fortsetzung folgt.)

### Verschiedenes.

— In einem Landkördchen Wallisien's hatte unlängst ein armer Geiack auf dem Kirawihisfe gespielt, und trachte am nächsten Morgen mit seiner Bioline wohlgenuth nach Haus. Da wird er auf der großen Weide, die er durchsneiden will, einen Stier gewahrt, der mit gesenktem Kopfe und fürchterlichem Gedrüll auf ihn losstürzt. Der geängstete Geiack wollte auf einen Baum klettern, hatte aber aus Angst nicht die Kraft dazu; in dieser schrecklichen Lage, seinen Tod vor Augen, kam ihm der glückliche Gedanke, die Gewalt der Musik zu versuchen; er setzte daher zitternd die Bioline an und strich fürchterlich über die Saiten. Bei den ersten Tönen fierte ihn das Unthier an, schnaubte fürchterlich und kauerte sich endlich, als er immer weiter spielte, ruhig zu seinen Füßen nieder. Der beruhigte Musiker wollte diese Gelegenheit ergreifen, um fortzuschleichen; doch kaum waren die letzten Töne der Bioline verklungen, so rüstete sich der Stier von Neuem zum Angriffe, und es blieb dem armen Geiack nichts übrig, als im Schweisse seines Angesichtes so lange dem gehörnten Ungethüm ein Concert zu geben, bis endlich jemand zur Hülfe herbeieilte, fürwahr keine beneidenswerthe Lage!